Blick auf die Leinwand

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Film und Radio mit Fernsehen**

Band (Jahr): **20 (1968)**

Heft 15

PDF erstellt am: **31.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Hunger

Produktion: Schweden, 1965
Regie: H. Carlsen
Besetzung: Per Oscarsson, Gunnel Lindblom
Verleih: Majestic

CS. Die sehr feinfühlige Inszenierung von Kurt Hamsuns erstem, 1890 verfassten, autobiographischen Buch, das seinerzeit grosses Aufsehen erregte. Einzige Figur des Buches ist die Ich-Person, hier sehr ungewöhnlich gespielt von Per Oscarsson. Es geschieht — konventionell gesehen — wenig in diesem Film. Man sieht einen jungen Mann durch die Strassen der Stadt Christiana irren, hungernd, immer mehr herunterkommend, einsam und verlassen.

Sein einziger Gesprächspartner sind seine beiden Schuhe an seinen Füssen, auf die er sich aber nicht mehr einlässt. Sie sollen selber miteinander auskommen. Das heisst, er wird immer schwächer vor Hunger, hat Halluzinationen, die ihm Erfüllung und sofortiges Glück vorgaukeln. Aus seinem miesen Zimmer wird er hinausgeschmissen, und nun geht er zum Pfandleiher, versetzt seine einzige Weste, bekommt eine Krone dafür, die er sofort einem versoffenen Bettler schenkt. Oscarsson, in der Regie von Henning Carlsen, trifft die Töne einer ständig sich steigernden und nahezu stummen Verzweiflung, die nur in gelegentlichen Ausbruchsversuchen wirklich sichtbar wird. Etwa wenn der junge Mann an völlig fremden Wohnungstüren klingelt und ein irres Palaver loslässt, nur um die betreffende Person für einen kurzen Augenblick zu zwingen, sich mit ihm zu beschäftigen. Immer wenn er einen Polizisten trifft, frägt er ihn nach der Zeit und bricht in lautes Lob über die prompte Auskunft aus. Für Bekannte ist er stets sehr beschäftigt, hat eine gute Stellung, eine warme Wohnung, genügend Geld. Aber mit einem Hund kämpft er um einen kahlen Knochen, und wenn er durch Zufall etwas Essen erwischt, muss er sich sofort danach erbrechen. Hinter einer strikten Fassade, die dem bürgerlichen Dasein in Christiana um 1890 genau entspricht, kämpft der junge Mann um die nackte leibliche und seelische Existenz. Minutiös wird sein Kampf mit der Redaktion um die Unterbringung seines ersten Artikels inszeniert, die ständige Hoffnung auf Annahme und Honorar, die immer wieder zusammenbricht und neu gefasst werden muss. «Frustration und Repression» werden überdeutlich in der Begegnung mit der jungen Frau, die den jungen Mann eines Abends in die elterliche und für wenige Stunden leere Wohnung hinaufnimmt, um mittels eines Deklassierten, der ihr nicht gefährlich werden kann, zu einer Prise Erotik zu kommen.

Carlsen inszeniert offensichtlich mit dem Bewusstsein, einen wichtigen Text der Moderne in Händen zu halten. Das Expressive und ekstatisch Bohrende, das Hamsun in seinen wesentlichen Werken kennzeichnet, übersetzt die Kamera in ein Bild, das keineswegs illustrierend wirkt. Bild und Inszenierung gelingt es vielmehr auf weiten Strecken, das Grundgefühl von Hamsuns «Hunger» sichtbar zu machen: die unglaubliche Kluft zwischen Mensch und menschlicher Gesellschaft. In Cannes hat Per Oscarsson 1966 die «Goldene Palme» erhalten.

Mitternacht Canale Grande

Produktion: USA, 1966
Regie: Jerry Thorpe
Besetzung: Robert Vaughan, Elke Sommer, Karl Böhm, Boris Karloff
Verleih: MGM

FH. Agentenfilm mit deutlicher Spitze gegen China, das als Urheber allen Unheils hingestellt wird. Sogar die Russlandsangst scheint hier überwunden, denn Amerika arbeitet mit diesem zusammen gegen den gemeinsamen Feind.

Bettelarm, doch von unnahbarem Stolz, zeigt sich der unterkunftslose Schriftsteller mit seiner Schlafdecke unterm Arm im Film «Hunger».

So können auch Filme, die nur unterhalten wollen, Aufschlüsse vermitteln.

Es geht um die Auseinandersetzung zwischen den Agenten verschiedener Länder anlässlich einer diplomatischen Friedenskonferenz in Venedig. Dabei geht eine west-östliche Abrüstungskommission durch eine Bombe in die Luft. In der Folge suchen Amerikaner und Russen gemeinsam nach den Ursachen und den Tätern, wobei die üblichen Kämpfe und aalglatten Verwicklungen und Abenteuer entstehen, in deren Mitte die Jagd nach einem Geheimbericht über die Hintergründe steht. Ein amerikanischer CIA-Mann im Gewand des Foto-Reporters kann schliesslich nach Ueberwindung aller Schwierigkeiten den entscheidenden Erfolg erzielen und neues Unheil verhindern.

Interessant ist an dem Film höchstens das gute Spiel, während er sonst kaum über den gewohnten Durchschnitt hinauskommt. Irgendwelche neue Einsicht oder menschliche Substanz wird nicht vermittelt.

Dreizehn Tage in Grenoble

Produktion: Frankreich, 1968
Regie: Claude Lelouch
Verleih: Monopol-Pathé

FH. Es sollte eine Reportage über das grosse Olympiade-Ergebnis in Grenoble werden, doch was Lelouche daraus gemacht hat, ist ein Show-Film über das Schau-business, wie es die Franzosen dort aufgezogen haben. Er hatte alle Vollmachten, um die Beteiligten, Sportler, Schiedrichter und Zuschauer, rücksichtslos zu stören, sie wo auch immer aufzustöbern, ihnen überall, auch bei der rasendsten Fahrt, zu folgen, und auch blutige Zwischenfälle ja nicht zu verpassen. Lelouchs Glaubenssatz, dass im Kino nur «lebendiges Leben» Bestand habe, wird bis zum äussersten strapaziert, wobei er einmal mehr vergisst, dass auch Ruhe und Innerlichkeit zum lebendigen Leben gehört, nicht nur Bewegung und das anonyme Gesicht in der Menge. Dazu wird allerdings bald der französische Super-Sportler Jean Claude Killy entdeckt und ins Zentrum gestellt, von allen Seiten und überall ins Bild gefangen, so dass alles übrige, was es auch noch gab, zur Nebensache wird. Geschickt weiss er dabei die Neben-Schauplätze des Vergnügens einzublenden, von den Beat-Musikern bis zum Bierzelt, was mit Sport allerdings wenig zu tun hat. Die Höhe der grossen, sachlich-gestrafften japanischen Film-Reportage über die dortige Olympiade erreicht er nicht entfernt.

Hondo und die Apachen

Hondo and the Apaches

Produktion: USA, 1966
Regie: Lee Katzin
Besetzung: Ralph Taeger, Kathie Browne, Michael Rennie
Verleih: MGM

CS. Das romantische Leben des Trappers, der mit Hund und Pferd und Gewehr in die unberührten Weiten Arizonas vorstösst und zwischen den kriegerischen Apachen und der US-Army vermittelt, ist hier das Thema. Ralph Taeger liefert den verlangten Schimmer an Romantik. Er ist still und misstrauisch, jeder Schuss aus der Hüfte ist tödlich, und wo Hondos Faust im Saloon hinschlägt, dort spriesst keine Whiskyflasche mehr aus dem Boden. Einst mit einer Apachin verheiratet, besitzt er das Vertrauen des grossen Häuptlings, und in diesem Sinn vermittelt er unermüdlich zwischen den an sich guten Wilden und den an an sich gehemmten Amerikanern. Lee Katzin dreht hier keinen ausschliesslich mörderischen Western. Er malt mehr Sitten und Gebräuche in Metrocolor, ohne indessen das Tempo zu vernachlässigen. Auch die Unschuld fehlt nicht. Mitten in der Wüste steht sie, sehr blond, sehr blauäugig, angstbebend und einen dazu passenden kleinen Buben an sich drückend. Kathie Browne, umjagt von jaulenden Indianern. Doch dann kommt Hondo, der grosse Trapper, befreit sie, und am noch fernen Horizont leuchtet eine weitere Pionierehe auf. Was den Western so «unsterblich» macht, hier wird es betont sichtbar: es ist eine Welt, in der sich jeder auskennt.

Die Aerztin und der Schwachsinnige in dem leider das angeschnittene Problem von Wissenschaft und Mensch nur unterhaltungsmässig behandelnden amerikanischen, in Berlin gezeigten Film «Charly».

Das Teufelsweib von Texas

The epic of Josie

Produktion: USA, 1966
Regie: Andrew McLaglen
Besetzung: Doris Day, Peter Graves, George Kennedy
Verleih: Universal

FH. Doris Day, langsam in die Jahre kommend und nicht mehr so leicht als Liebes- und Sexstar in Glamour-Komödien verwendbar, hat diesmal auf den Western umgesattelt. Als einsame Farmerin züchtet sie zum Aerger ihrer Nachbarn nicht Rinder wie jedermann, sondern Schafe. Der Konflikt mit ihnen kann nicht ausbleiben, doch statt einer gegenseitigen Totschiesserei endet alles in Minne und selbst die Einsamkeit der Farmersfrau wird liebevoll beseitigt.

Das hätte eine nette, kleine Parodie abgeben können, doch blieb es bei schwächlichen Andeutungen. Schwankhaftes ist zwar immer wieder zu sehen, doch hat es keinen Hintergrund, besitzt keine Zähne. Am Schluss gibt es noch eine sentimentale, hausbackene Ueberschwemmung, damit jedermann leicht gerührt und gehoben nach Hause gehen kann, hat doch die Doris einmal mehr bewiesen, welch saftiger Herzensschelm sie noch immer ist. — Dürftiger Versuch einer Parodie von kaum durchschnittlichem Unterhaltungswert.